

„Ich bin mein eigener Stoff“

Kurt Drawert über seinen neuen Dresden-Roman, Erfahrungen mit Pegida-Demonstranten und ein gestrichenes Nachwort

DARMSTADT. Als Stadtschreiber ist Kurt Drawert nach Dresden zurückgekehrt, in die Stadt, in der er von 1967 an viele Jahre gelebt hat. „Dresden. Die zweite Zeit“ heißt der Roman, den er in dieser Zeit begonnen hat und der Ende August erscheint. Im Gespräch berichtet Drawert von der Arbeit an autobiografisch grundierter Literatur – und erklärt, warum ein ursprünglich geschriebenes Nachwort im Buch nicht zu finden ist.

Herr Drawert, Ihren neuen Roman „Dresden. Die zweite Zeit“ haben Sie 2018 während Ihrer Stadtschreiber-Zeit in Dresden begonnen. Wie haben Sie die Rückkehr erlebt in die Stadt, in der Sie seit 1967 gelebt haben?

INTERVIEW

Es war viel schwieriger, als ich dachte. Man schreibt, um Erfahrungen zu verarbeiten, aber gleichzeitig konserviert man sie auch. Der Schreibakt aktualisiert die Erinnerung und verstärkt das Empfinden, vielleicht produziert er auch einen Schmerz, den man eigentlich nicht haben wollte.

Sie haben es ausgehalten.

Das musste ich ja. Der Autor ist kein Souverän, er wird ergriffen von seinem Stoff und versinkt. Ich wollte eigentlich nicht mehr über Familie und Vergangenheit schreiben, aber es kam wie von selbst und stand plötzlich im Raum. Denn keine Geschichte ist abgeschlossen, solange wir leben.

Auch Ihre früheren Romane hatten autobiografische Anknüpfungspunkte, aber Sie haben das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Fiktion immer wieder neu definiert.

Es gibt kein Schreiben, das nicht autobiografisch wäre. Aber auch keines, das nicht fiktional ist. Im Roman „Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte“ hatte ich eine surreale Welt erschaffen, eine Allegorie auf die DDR. Das neue Buch hat mich zur Authentizität zurückgeführt. Ich wollte so nah wie möglich an meinen Gegenstand heran. Dennoch gibt es



Erkundungen an der Elbe: Kurt Drawert in Dresden.

Foto: Ute Döring

keine Abbildung von Wirklichkeit, sie ist immer um eine Achse der Interpretation und Erfindung gedreht. Erinnerung ist das Gegenteil von Gedächtnis, sie sucht die Intensität eines Gefühls und nicht die Kälte der Fakten.

Aber Orte und Personen bleiben erkennbar.

Die Orte sind geblieben, die Namen habe ich geändert. Es sind Figuren, keine Personen. Auch ich bin natürlich ein anderer. Das Buch ist das Buch und die Wirklichkeit die Wirklichkeit. Beide haben ihre eigene innere Logik.

Kann man sich hinter der Fiktion verstecken?

Nein, gewiss nicht. Es ist ein riskantes Buch, ich gehe in meiner Selbstanalyse sehr weit. Aber es geht mir auch gar nicht um mich, sondern um Erkenntnis. Ich bin mein eigener Stoff. Und wer keine Grenzen überschreitet, kann keine große Literatur erwarten. Denn das ist ja die Aufgabe von Literatur, dass sie zu spre-

chen beginnt, wo andere schweigen. Das ist ihr Sinn.

Sie sprechen wie in früheren Büchern auch Familienkonflikte an. Damit macht man sich aber auch angreifbar und verletzlich.

Ja, mein erster Roman „Spiegelgland“ schon hatte familiäre Verwerfungen ausgelöst, das greife ich im neuen Roman wieder auf. Und ich habe Angst, missverstanden zu werden, wenn die Erzählung auf die Oberfläche der Wirklichkeit projiziert wird. Dabei ist sie liebevoll geschrieben, mit einem offenen, zugewandten Blick. Es ist kein Buch der Abrechnung. Die eigentliche Fra-

ge hinter der Erzählung ist doch: Warum sind wir, was wir sind? Darum geht es mir. Literatur gewinnt ihre Bedeutung dadurch, dass der Autor sich vor Krisen und Konflikten oder Paradoxien nicht verschließt. Es geht nicht um die Geschichte an sich, sondern darum, was sie über ihre Zeit aussagen kann.

Wie lesen Sie Ihre früheren Bücher heute? Verändert sich das Verhältnis zu ihnen?

Es gibt drei Stadien der Selbstrezeption. In der ersten schreibt man, arbeitet nur mit Sprache und Erinnerung. Wenn der Text fertig ist, kommt zu dem Schreib-Ich das soziale Ich, das nach der Wirkung bei den Lesern fragt. Und am Ende kommt das Buch zum Autor als etwas Fremdes zurück.

Sie sind zurückgegangen nach Dresden, haben sich auf die Begegnung mit Ihrer eigenen Geschichte eingelassen. Wie haben Sie die Stadt erlebt?

Dresden ist interessant und

kulturell ungeheuer dicht, das habe ich genossen. Es bringt aber auch die Widersprüche und Brüchigkeiten der Gesellschaft auf die Straße wie keine andere Stadt. Ich bin zwei Mal zu Pegida-Demonstrationen gegangen, um mit den Leuten zu reden. Aber die wollten das gar nicht, sie sind nicht ansprechbar. Sie wollen auch keine offene Gesellschaft, sondern haben Sehnsucht nach der alten Muffigkeit, in der man alle Verantwortung an den Staat delegieren kann. Und Schuld haben immer die Fremden, naturgemäß. Eigentlich wünschen sie sich eine Reproduktion der alten DDR, nur ohne Trabis, so kam es mir vor.

Warum ist gerade Dresden das Zentrum dieser Haltung geworden?

Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil Dresden auch in der DDR immer etwas abgehängt war, als „Tal der Ahnungslosen“, das man auch „Tal der Ahnungen“ nennen könnte. Es gibt eine ambivalente Grundhaltung, die sich zwischen Unter-

werfung und Widerstand bewegt, angefüllt mit Gereiztheit und latenter Aggression. Irgendwo eckt man immer an. Aber man sollte das nicht zu sehr und ausschließlich auf Dresden fokussieren, wir sind alle in einer labilen Verfassung. Und die weltoffenen und demokratische Kräfte behalten die Oberhand. Das hoffe ich jedenfalls.

Das sieht bei den Demonstrationen gegen die Corona-Beschränkungen aber ganz anders aus.

Das sind die gleichen irrationalen Kräfte, die Erklärungen für das Unerklärliche suchen, mitten in unserer aufgeklärten Welt. Wir leben in einer immer zerrisseneren Gesellschaft, die solche Gegensätze aushalten muss. Das ist die politische Folie, auf der ich meine Geschichte erzähle.

Als Sie das Manuskript für den Roman abgeschlossen haben, war das öffentliche Leben gerade vom Coronavirus stillgelegt worden. Wie haben Sie das erlebt?

Es war ein Ohnmachtsgefühl. Auf einmal kam mir alles unsinnig vor, dieses Buchschreiben. Die Menschheit steht vor einer ungläublichen Bedrohung, und ich als Autor von Literatur muss erkennen, dass Bücher nichts ausrichten. Das ist wie das Problem der Theodizee – warum lässt Gott, wenn er allmächtig ist, das Böse zu. Ich habe das in einem Nachwort thematisiert.

Aber in dem Buch steht es nicht mehr.

Nein, das wäre ein gewaltiger Fehler gewesen. Ich hatte übersehen, wie zeitversetzt Literatur wirkt. Ich war gewissermaßen in meine eigene Falle gelaufen. Literatur geht andere Wege als eine schnelle Reaktion aus dem Alltag heraus. Sie entsteht nachträglich, reflexiv, geht lange Wege über das Unbewusste. Manche Leute haben gleich über Corona Gedichte geschrieben. Mir war das regelrecht unheimlich, wie sie sofort bei den Worten sein konnten, in Augenblicken des Schocks.

Das Interview führte Johannes Breckner.

Simpsons sind sauer auf Trump

WASHINGTON (dpa). Die Zeichentrick-Familie „Die Simpsons“ ist in den US-Präsidentenwahlkampf hineingezogen worden – und findet das gar nicht lustig. Eine Beraterin von US-Präsident Donald Trump, Jenna Ellis, hatte die Stimme der demokratischen Vize-Kandidatin Kamala Harris mit der von Marge Simpson verglichen. „Die Simpsons“ reagierten mit einem Video-Clip, in dem sich die Mutter der Figuren Lisa, Bart und Maggie über den Vergleich beschwert. „Normalerweise mische ich mich nicht in die Politik ein“, sagt Marge darin mit ihrer krächzenden, knorrigen Stimme. Aber: „Lisa hat gesagt, dass sie (Jenna Ellis) das nicht als Kompliment meint.“ Als „gewöhnliche Vorstadt-Hausfrau“ beginne sie, sich wenig geachtet zu fühlen, fügt Marge hinzu. Das Video spielte auf einen Tweet von Trump an, in dem der US-Präsident schrieb, „die Vorstadt-Hausfrau“ werde bei der Wahl im November für ihn stimmen. Trump hatte damit Kritik und Rassismus-Vorwürfe auf sich gezogen, weil er sich auf ein Wohnungsbauprogramm bezog, das er beendet hatte. Die Häuser in dem unter Ex-Präsident Barack Obama gestarteten Programm werden oft von Schwarzen und Lateinamerikanern bewohnt.

Trauer um „Bummi-Mama“



Die Kinderbuchautorin Ursula Böhnke-Kuckhoff wurde 93 Jahre alt. Foto: dpa

BERLIN (dpa). Die Kinderbuchautorin Ursula Böhnke-Kuckhoff ist tot. Sie starb bereits am 7. August im Alter von 93 Jahren. Bekannt ist Böhnke-Kuckhoff vor allem als Erfinderin der Kinderzeitschrift „Bummi“, die in der DDR viele junge Fans hatte. Die maximale Auflage von „Bummi“ lag bei 736 300 Exemplaren. Neben ihrer Tätigkeit als Chefredakteurin schrieb Böhnke-Kuckhoff Kinderbücher wie „Bummi am Nordpol“, „Bummi in Afrika“, „Die Prinzessin und der Regenbogen“ und „Die doppelte Mama“. „Bummi“ ist eine von wenigen DDR-Zeitschriften, die den Mauerfall überlebt haben.

Locarno: 320 000 Online-Besucher

LOCARNO (dpa). Das schweizerische Filmfest Locarno hat eine positive Bilanz seiner ersten hybriden Ausgabe gezogen. Das Online-Programm habe insgesamt 320 000 Besucher verzeichnet. Die Filme und Events des virtuellen Rahmenprogramms seien 80 000 Mal angesehen worden. Außerdem habe es knapp 6000 Besucher in Kinos in Locarno und Muraltto gegeben. Die mit je 65 000 Euro dotierten Hauptpreise des Festivals gingen erstmals an Filme, die noch nicht abgedreht sind. Geehrt wurden die Filmemacherinnen Lucrecia Martel (Argentinien) für „Chocobar“ und Marí Alessandrini (Schweiz) für „Zahorí“.

Erbschaft für alle

In „Kapital und Ideologie“ erklärt der französische Ökonom Thomas Piketty, warum das Geld der Reichen verteilt werden soll

Von Roland Mischke

PARIS. Dieser Mann hat eine Idee, die gerade jetzt, wo die Corona-Krise soziale Ungleichheiten stärker in den Fokus hat treten lassen, auf Interesse stoßen könnte: Man solle jedem, der 25 Jahre wird, 120 000 Euro schenken, erklärt der französische Ökonom Thomas Piketty (48). Und zwar in Deutschland und in seiner Heimat Frankreich. Das würde, argumentiert er, die Machtverhältnisse in beiden Ländern verändern.

Warum ausgerechnet 120 000 Euro pro Person? Weil das dem durchschnittlichen Vermögen der Menschen entspricht. Weil dadurch mehr als der Hälfte der Bevölkerung, die nie ein größeres Privatvermögen besitzen wird, geholfen wäre. Er nennt das „partizipativen Sozialismus“. Man ahnt, wie Konservative darauf reagieren. Sie sehen in Piketty ihren Erzfeind. Das Buch hat mehr als 1300 Seiten und ist keine leichte Lektüre. Man sollte das Lesen mit der 70-Seiten-Einleitung beginnen, danach geht es in einen Wulst von Fakten und

Zahlen, in dem sich aber auch manche aufschlussreiche Erkenntnisse versteckt. Wichtig ist das Schlusskapitel „Elemente eines partizipativen Sozialismus für das 20. Jahrhundert“. Hier fasst der Autor seine Argumente noch mal zusammen. Er schreibt, „jede Gesellschaft, also jedes Ungleichheitsregime...“, und damit stellt er klar, dass es die ideale Gesellschaft nirgendwo gibt.

Deutschland und Frankreich immerhin, so Piketty, seien dem Ideal schon etwas näher. So wie vor 120 Jahren gegen massive Widerstände von Bismarck die Rente durchgesetzt wurde, wäre es möglich, für mehr Gerechtigkeit einzutreten. Man könnte die Erbschaftsteuer anheben, überhaupt progressive Einkommens- und Vermögenssteuern organisieren. Die Allerreichsten – in Deutschland gibt



Der französische Ökonom Thomas Piketty plädiert dafür, in Deutschland und Frankreich jedem, der 25 Jahre wird, 120 000 Euro zu schenken. Fotos: dpa

es etwa 200 Milliardenvermögen in Familien – sollten 90 Prozent ihres Geldes abgeben, dann würden sie immer noch in Saus und Braus leben können. Es sollte, sagt der französische Popstar der Ökonomie, eine „Erbschaft für alle“ eingerichtet werden.

Es sei nicht verständlich, warum die Erben von Superreichen super erben, obwohl sie dafür nichts leisten müssen.

Piketty erklärt, ein Vermögen entstehe nie allein, es ist abhängig von den gesellschaftlichen Umständen. Und sollte deshalb der Gesellschaft zugute-

kommen. Der Staat baut Schulen, Universitäten und eine öffentliche Infrastruktur. Das Bildungssystem für alle Bürger nutzen auch die Reichen, und damit wäre doch klar, dass sie dem Gemeinwohl mehr zu geben hätten als andere. Vor allem jenen, die kein Vermögen haben, nicht mal geringe Rücklagen, wie etwa über 50 Prozent der deutschen Bürger. Das ist ungerecht. Die Rechte von Kapitaleigentümern, Arbeitnehmern und Verbrauchern müsse besser ausbalanciert werden, denn sie ist gemeinsam erarbeitet und erungen worden.

Kein Gleichmacher, sondern ein Rechner

Thomas Piketty ist kein Spinner, kein Linker oder Umstürzler. Er ist ein angesehener Ökonom, der nur anders denkt als der Mainstream. Er spricht von der „Wiederkehr der Ungleichheiten“ und dem immer stärkeren Auseinandergehen der Einkommensschere. Er ist kein Gleichmacher, sondern ein Rechner. Gerechtigkeit entsteht

für ihn aus dem Zusammenspiel des zentralisierten Staates und dem privaten Eigentum. Es geht nicht um Umstürze, sondern um „die Vielfalt der Wege und möglichen Abzweigungen“.

In der Ungleichheit sieht er Heuchelei und die Feigheit der Politiker, für Gerechtigkeit einzutreten. Die europäischen Länder sollten nicht den USA folgen, in denen Reiche steuermäßig extrem begünstigt sind. In Europa sei eine höhere Vermögenssteuer längst gesellschaftlich akzeptiert. Piketty will ein Tor öffnen zu einem neuen Steuersystem.

Würde mehr Wohlstand in der Gesellschaft zirkulieren, sagt Piketty, gebe es mehr Zufriedenheit, aber auch mehr Kreativität bei der Gründung neuer Firmen. Partizipativer Sozialismus wäre ein Fortschrittsschub für die Welt, ein gutes Beispiel, ein Vorbild. Piketty sieht darin eine neue, eine wichtige „Ideologie“.

Thomas Piketty: Kapital und Ideologie. C.H. Beck (München), 1312 Seiten, 39,95 Euro